BASTEI LÜBBE

251

Barbara Neuhaus ★★★★★★

Spätes Geständnis

Blaulicht 251

Barbara Neuhaus
Spätes Geständnis

Kriminalerzählung

Verlag Das Neue Berlin

1. Auflage
© Verlag Das Neue Berlin, Berlin · 1986
Lizenz-Nr.: 409-160/205/86 · LSV 7004
Umschlagentwurf: Peter Laube
Printed in the German Democratic Republic
Gesamtherstellung: (140) Druckerei Neues Deutschland, Berlin
622 699 6

00025

Schwerer Nebel, grauen Tüchern ähnlich, hing im Wald. Es tropfte von den Bäumen, ab und zu fielen ein paar welke Blätter. Unten im Tal kreischte eine Motorsäge. Setzte sie aus, war das heulende Rucksen der Hohltauben zu hören.

Marika Bartsch, Revierförster im Forst von Schwartenberg, fröstelte in der Morgenkühle. Sie war unterwegs zur Brigade Spranger, die am Tag zuvor mit dem Einschlag von Fichten begonnen hatte. Ihr Motorrad stand an der Chaussee. Sie hatte es zurückgelassen, weil sie dem Hangweg nicht traute. Er war steil und felsig; nasses Laub mochte ihn dazu glitschig machen.

Ein Windstoß rüttelte Wasser von den Zweigen. Der Winter scheint diesmal früh zu kommen, dachte die Frau. Die Tauben rufen zwar noch, aber es riecht nach Kälte und Reif. Für die jungen Rehe wird es immer am härtesten. In diesem Jahr haben wir besonders viele; und ich habe noch nicht nach den Futterstellen gesehen. Wer weiß, ob dort überhaupt aufgeräumt ist, zu reparieren wird es auch einiges geben.

Kurz entschlossen wandte sie sich nach rechts und stieg über Farn und bemooste Stubben hangaufwärts. Der Weg war zwar weiter, aber oben wurde der Boden eben. Auf Spranger und seine Mannen war Verlaß, sie kamen auch eine Weile ohne sie zurecht. Buchen wuchsen hier, ein verhältnismäßig junger, aber kräftiger Bestand. Ihre Stämme verschwammen im Nebel, dahinter tauchte in schwachen Umrissen ein Holzhaus auf, eine Jagdhütte, die längst keine mehr war, sie hieß nur noch so. Ihr derzeitiger Besitzer nutzte sie als Wochenenddatsche.

Irgend etwas kam der Försterin seltsam vor, anders als

sonst. Jetzt hatte sie es: Die Läden waren nicht geschlossen, eines der Fenster stand halb offen. Und das an einem gewöhnlichen Wochentag und bei diesem Wetter. Einen Moment verharrte sie, überlegte, ob vielleicht Einbrecher ... und verwarf den Gedanken sofort. Nach gewaltsamem Eindringen sah es nicht aus, und Wertgegenstände waren in der Hütte gewiß nicht angehäuft. Und überhaupt, was ging es sie an. Doch eine unbestimmte Unruhe blieb. Im Weitergehen wandte sie noch einmal den Blick nach dem dunklen Fenster – da stieß sie mit dem Knie schmerzhaft an. Sie war gegen einen der Bauernstühle gelaufen, wie sie in der Hütte standen. Instinktiv haltsuchend, griff sie um sich. Ihre Hand faßte etwas Weiches, Wolliges, das zurückwich. Marika Bartsch hob die Augen und erstarrte.

Über ihr im Baum hing ein Mensch! Steif und starr hing er dort. Das Weiche, was ihre Hand umkrampfte, war sein linkes Hosenbein. Die Frau ließ das Bein los und trat einen Schritt zurück. Durch die Bewegung kam der Tote ins Schwanken, und ihr schien, als blickten seine Augen drohend auf sie herab. Da erst begann sie zu schreien. Anfangs nur Laute, unartikuliert und gellend, dann, im Davonstürzen, den Hang wieder hinab, Hilferufe und immer neue Hilferufe.

Die Motorsäge im Tal verstummte. Weit unten polterten Steine. »Was ist denn los, Chefin?« Sprangers Stimme klang hohl aus der Entfernung, aber sie beruhigte ein wenig. »Hier«, rief Marika Bartsch, »hier, schnell!« Die Knie wurden ihr weich, sie ließ sich auf einen Stubben fallen und schlug die Hände vors Gesicht.

Leutnant Lore Stein hielt den Telefonhörer ans Ohr gepreßt und wartete. Sie hatte die Augen auf einen Zettel mit Notizen gesenkt, doch was da aufgezeichnet war, interessierte sie im Moment nicht. Hätte sie aufgesehen, wäre ihr Blick unweigerlich auf Leutnant Schmidt gefallen. Ihr Mitarbeiter hockte auf der Ecke seines Schreibtisches, wippte

mit den Beinen und lächelte kaum merkbar, maliziös, wie sie glaubte. Diesen Anblick wollte sie sich ersparen; denn das versteckte Lächeln hieß: Da siehst du, was du von deinem Ehrgeiz hast, nun mach mal.

Sie und ehrgeizig, so ein Unsinn. Es paßte Carsten einfach nicht, unter der Leitung einer Frau zu arbeiten, nicht mal vorübergehend. Danach war er aber nicht gefragt worden, als der Leiter der K vor zwei Tagen ins Krankenhaus ging, um sich die seit langem muckernde Galle herausschneiden zu lassen. Der Entscheidung, daß sie die Vertretung des Chefs übernehmen sollte, waren nüchterne Überlegungen vorausgegangen. Mehr Dienstjahre, größere Erfahrung, länger am Ort und damit besser vertraut mit Dienststellen und Betrieben. Nur das zählte, und es war ihr logisch erschienen. Sie hatte nicht vermutet, daß im jungen Leutnant Schmidt ein alter Adam steckte.

Und sie hatte mit allem gerechnet, was in Schwartenberg so vorzukommen pflegte, mit Kaninchendiebstählen, tätlichen Zusammenstößen nach dem Samstagstanz, rowdyhaftem Verhalten und kleinen Unterschlagungen, mit allem, nur nicht mit einem Toten im Stadtforst. Der Tote war auch nicht irgendwer, sondern eine stadtbekannte Größe. Dazu seit mehr als fünf Jahren ihr Wohnungsnachbar. Der Tote hieß Alexander Fromm.

Endlich knackte es im Hörer, und die schartige Stimme von Doktor Weniger kratzte im Telegrammstil einige Sätze herunter. Was er sagte, war mit lateinischen Fachausdrükken gespickt und schwer zu verstehen. Als er eine Pause einlegte, hakte Lore Stein rasch ein.

»Vielen Dank, Doktor. Ich schicke Ihnen am besten gleich den Genossen Schmidt hinüber.«

Sie legte den Hörer auf. »Unser Doktor hat einen ersten Befund, Carsten. Er ist anscheinend auf Widersprüche gestoßen. Wenn du dich kümmern wolltest?«

»Begriffen. Bin schon so gut wie weg.«

»Ach, und bitte doch Frau Bartsch wieder herein!«

Der Leutnant rutschte von der Tischkante und öffnete die Tür einladend für die Försterin, bevor er verschwand.

Die Frau im grünen Uniformrock mit dem Apfelgesicht und der kräftigen Figur wirkte robust, aber sie blickte verstört, und ihre Hände, die eine Umhängetasche mit langen Ledertroddeln hielten, zitterten.

Lore Stein sah es, verließ ihren Platz und lotste die Frau an einen kleinen Tisch. »Jetzt zu uns beiden, Frau Bartsch. Fühlen Sie sich nach der Tablette etwas besser?«

Die Försterin nickte schwach.

»Sehr schön. Dann fahren Sie bitte fort. Sie wollten also die Futterstellen kontrollieren?«

»Ja. Es war dünstig im Wald, ein Nebel wie Watte. Ich hab' mich nach der Hütte umgeschaut und nicht gesehen, daß da einer hing. Die Augen ...« Sie schluckte und brach ab, die Tasche glitt von ihren Knien.

Lore Stein tat, als bemerke sie es nicht. »Erhängte sehen nie hübsch aus«, sagte sie betont sachlich. »Warum blickten Sie sich nach dem Holzhaus um? War Ihnen etwas aufgefallen – auch in der Umgebung?«

»Es sah so verlassen aus. Ein Fenster stand offen, im Oktober und bei dem Wetter. Und dann war dort noch ein Auto ...«

Sie bückte sich, kramte ein Taschentuch hervor und schneuzte sich laut, nach Männerart. Danach klang ihre Stimme fester. »Mein Gott, ich hab' doch auf weiter nichts mehr geachtet. Weil ich glaubte, daß er noch zu retten wäre, der Herr Fromm. Wie eine Verrückte bin ich gerannt, dabei war er schon kalt und steif. Als ob ich den Verstand verloren hätte.«

»Verständlich.« Lore Stein dachte, daß sie im Augenblick des Erschreckens vielleicht auch kopflos geworden wäre, aber auch daran, daß sie selbst den Mann nicht gleich erkannt hatte. Das schlaff erstarrte, leicht aufgeschwemmte Gesicht des Toten erinnerte nur entfernt an das lebendige. Die Energie, die es von innen erleuchtet hatte, war erlo-

schen. »Wieso haben Sie sofort gewußt, daß es Fromm ist? Trotz der Nebeldämmerung und Ihres Entsetzens. Waren Sie mit ihm befreundet?«

»Ich? Aber nicht doch.« Im Widerspruch zur Verneinung errötete Marika Bartsch. Ihre Apfelwangen färbten sich dunkler, sie blinzelte verlegen. »Wir haben mal verhandelt wegen Rüster und Ahorn, eine Sache auf lange Sicht für einen Exportauftrag ... Und überhaupt: Den Direktor von der Möbelfabrik kennt doch jedes Kind im Ort.«

»Das stimmt allerdings.«

»Sehen Sie.« Die Försterin nickte. Immer noch verlegen, aber auch bedauernd fügte sie hinzu: »Er ist ..., er war immerhin eine attraktive Erscheinung.«

Lore Stein verbiß sich ein Lächeln. »Auch das ist wahr. Und das wär's fürs erste. Nur noch eine Bitte. Morgen müßten Sie auf einen Sprung hereinschauen und das Protokoll unterzeichnen.«

»Selbstverständlich.« Zögernd, als drücke sie eine Frage, erhob sich Marika Bartsch. Ihre Schritte hatten immer noch etwas Traumwandlerisches. Beim Hinausgehen trug sie die Tasche am langen Riemen, die Ledertroddeln schleiften auf dem Fußboden.

Im Zimmer war es stickig und zu warm. Lore Stein trat ans Fenster und öffnete beide Flügel. Das VPKA war das letzte Haus an der steil ansteigenden Bergstraße. Von hier aus konnte man fast die ganze Stadt überblicken. Der Nebel hatte sich aufgelöst, Dächer und Straßen glänzten feucht in der grellen Mittagssonne. Die Luft war rein bis zum Horizont. Nur am rechten Ortsausgang, wo die Straße weiter hinunter ins Tal abbog, spuckte ein Schornstein schwarzen, fettigen Qualm aus. Der Schlot der Möbelfabrik, ständiges Ärgernis der Schwartenberger und Ursache vieler Eingaben. Der Direktor hatte sie alle abgewehrt. Was nicht zu ändern war, das war nicht zu ändern; er hatte zu produzieren, planmäßig und ohne Verzögerung.

Der Direktor hatte sich durchgesetzt und immer gewußt,

was er wollte. Und es gab keinen Anhaltspunkt für seinen ungewöhnlichen Tod. Oder doch? Natürlich, es mußte ihn ja geben. Lore Stein erinnerte sich an das jähe Erröten der Försterin. Alexander Fromm, das wußte die ganze Stadt, war der Traum aller unbemannten Einwohnerinnen zwischen fünfundzwanzig und vierzig gewesen. Aber unerreichbar, weil solide verheiratet, und zwar mit einer sehr schönen Frau, Claudia, Kinderärztin am Städtischen Krankenhaus. Wenn der Schein aber getrogen hat, wenn doch irgendein Mädchen im Spiel war? Im Ofen der Jagdhütte hatte eine Menge verbranntes Papier gesteckt, auf dem Tisch ein halb verbrauchter Schreibblock gelegen. Ein Block und ein Kugelschreiber, keine Arbeitsunterlagen, kein Notizbuch, nichts weiter. Was hatte Fromm in den Tagen und Stunden vor seinem Ende getan?

Die Tür öffnete sich, ein Luftzug bauschte die Gardine, und ein Gegenstand klatschte auf den Schreibtisch. »Fromms Brieftasche«, sagte Leutnant Schmidt. »Mit seinen Dokumenten und sechshundert Mücken. Beraubt worden ist er nicht.«

Lore Stein schloß das Fenster und drehte sich um. »Ich dachte eben an seinen Schreibblock. Warst du auch im Labor?«

»War ich. Aber ich glaube, das Ding können wir vergessen.« Carsten Schmidt hockte sich wieder auf die Schreibtischkante; einen Stuhl zu benutzen wie ein normaler Mensch war ihm anscheinend zuwider. Aus einem Aktendeckel zog er Fromms Block heraus. »Der Schreiber hat zwar durchgedrückt, doch ein zusammenhängender Text ist nicht zu erkennen. Nur Wortfetzen: Hütte, trug, tig, Gedanke. Hier, sieh selbst. Aber eine interessante Schrift hatte der Mann. Steil und hart.«

»Das bringt uns auch nicht weiter.« Lore Stein setzte sich und streifte einen Pumps vom Fuß. Für die Ereignisse des Tages hatte sie denkbar ungeeignetes Schuhwerk gewählt. »Was sagt der Arzt?«

»Der Tod trat durch Strangulieren ein, das steht fest. Aber Fromm hat auch eine starke Prellung an der Stirn und Abschürfungen an den Händen. Dafür gibt es angeblich keine Erklärung.«

»Was heißt angeblich? Hast du eine?«

»Man braucht sich nur die Oberbekleidung anzusehen. Hosen und Anorak total verdreckt, der Ärmel an der linken Schulter ausgerissen.« Carsten Schmidt griff nach einem Lineal und schlug sich damit auf den Oberschenkel. „Also, wenn du mich fragst: Fromm war in eine Klopperei verwikkelt. Und zwar in eine handfeste, da gehe ich ...«

»Nein! Das glaub' ich nicht.« Lore Stein schnitt ihm das Wort ab. »Dazu war er nicht der Typ.«

»Wie du meinst. Aber der Chef von einer Möbelbude ist auch nicht der liebe Gott. Und der Irrtümer und Verfehlungen gibt es die Menge.« Er drehte das Lineal um, besah sich für einen Moment die Maßtabelle und richtete es dann auf sie. »Dann ist er eben niedergeschlagen worden. Die Täter – ich gehe mal von mehreren aus – haben ihn in seinem PKW in den Wald gefahren und einen Selbstmord vorgetäuscht. Vielleicht ein Racheakt. Die Genossin im Labor erzählte, daß er sehr streng gewesen sein soll. Er hat nicht lange gefackelt bei Arbeitsbummelei und Diebstahl von Material.«

»Vielleicht, vielleicht ...« Lore Stein wurde plötzlich ungeduldig. Zu lange schon saß sie in der Dienststelle herum, ohne mit den Ermittlungen zu beginnen, konkrete Arbeit anzupacken. Aber sie wußte auch, warum sie sich so schwer dazu aufraffen konnte. Sie hatte Angst vor Claudia Fromm, deren Verzweiflung und deren Tränen.

»Rache, Erpressung, Eifersucht und wer weiß was noch ist möglich«, spann ihr Mitarbeiter das Thema weiter aus. »Man sollte nur einmal seine Phantasie spielen lassen ...«

»... um nach einem Höhenflug auf die Nase zu fallen«, unterbrach sie ihn fast schroff. Entschlossen packte sie ihre Schreibutensilien in die Handtasche und zog den Reißver-

schluß zu. »Wir stehen ganz am Anfang. Und von uns wird exakte Aufklärung verlangt auf der Basis von Fakten.«

»Ja, ja.« Er warf das Lineal hin und sprang vom Tisch. »Du lehnst die Intuition ab, das ist bekannt. Dazu fehlt dir auch ein bißchen das Menschliche. Du bist wie dein Name, aus Stein.«

»Leider nicht«, erwiderte sie, indem sie zum Schrank ging und den Mantel vom Bügel nahm. »Sonst würde mir jetzt nicht so scheußlich grauen. Aber es nützt nichts: Ich muß die Frau aufsuchen.«

»Das sind die berühmten Schokoladenseiten unseres Berufs«, sagte er ohne jede Ironie. Und dann: »Wenn ich dir helfen kann, Lore ... Ich würde dir das gern abnehmen.«

»Nicht doch. Mich kennt sie immerhin. Auch weil unsere Zwillinge bei ihr in Behandlung waren.«

Er schlug sich mit der flachen Hand vor die Stirn. »Du sagst Behandlung, und jetzt fällt's mir wieder ein. Ich soll dir von unserem Doktor sagen, daß er Frau Fromm bereits unterrichtet hat. Von Kollege zu Kollegin sozusagen.«

»Solche Eigenmächtigkeiten lieb' ich.« Doktor Weniger hatte es gewiß gut gemeint, ihr damit aber kaum etwas erleichtert. »Egal, ich fahr' jetzt los. Und danach ins Kombinat der Möbelwerke nach Grimmbach. Du kümmerst dich weiter um die Spurensicherung. Die Genossen sollen sich Fromms Lada gründlich vornehmen. Und auch den Zufahrtsweg zur Hütte.«

»Soll das heißen, daß du meiner Version folgst?«

Sie hatte die Türklinke schon in der Hand. »Das wäre zuviel behauptet. Ich fege sie nur nicht weg.«

Bevor Lore Stein an der Tür mit dem Namensschild »Fromm« klingelte, gönnte sie sich eine Atempause. Sie ging in die eigene Wohnung und schrieb einen Zettel für ihren Mann. Daß er nicht mit dem Abendbrot warten und sich um die Kinder kümmern solle, weil es bei ihr heute spät werden könne. Dabei fiel ihr ein, daß alles etwas leich-

ter wäre, wenn es zwischen ihrer Familie und den Fromms gute Beziehungen gegeben hätte. Aber die Nachbarn waren vom Tag des Einzugs an sehr zurückhaltend, wenn nicht abweisend gewesen. Ein Gruß auf der Treppe, ein kurzes Wort über das Wetter, zu mehr war es nicht gekommen. An den Hausfesten hatten sie sich, angeblich aus Zeitmangel, nie beteiligt. Und auch nie hatte man erlebt, daß es nebenan laut und fröhlich zugegangen wäre.

Claudia Fromm öffnete die Tür, wie immer tadellos gekleidet und ohne eine Spur von Erschütterung auf dem ebenmäßigen Gesicht. Sie sagte sofort: »Bitte, keine Floskeln, Frau Stein. Ich kann mir denken, weshalb Sie hier sind.« Dann ging sie voran ins Wohnzimmer und wies einladend auf eine Sesselgarnitur.

Lore Stein musterte den Ledersessel, der so breit und so tief war, daß sie darin wie in einer Gruft sitzen würde, und rückte sich einen Stuhl am Eßtisch zurecht.

»Ich werde Sie nicht lange behelligen, Frau Doktor. Nur, ein paar Fragen müssen Sie mir beantworten.«

»Viel werde ich Ihnen nicht sagen können.« Claudia Fromm schob einige Blätter auf dem Tisch zusammen und steckte sie in eine Mappe. Sie war offenbar schon dabei, die Papiere des Toten zu ordnen. »Ich weiß nur, daß mein Mann ums Leben gekommen ist. Auf sehr unschöne Art und Weise. Aber warum, weshalb ... Ich stehe selbst vor einem Rätsel.«

»Wann haben Sie ihn zum letzten Mal gesprochen?«

»Am Freitag, so gegen achtzehn Uhr. Als er sich plötzlich entschloß, in die Hütte zu fahren.«

»War er an diesem Abend oder in den Tagen davor anders als sonst? Bekümmert, verzweifelt oder stark deprimiert?«

Die Frau lachte kurz und hart auf. »Ausgerechnet mein Mann. Kummer, Verzweiflung, das waren für ihn reine Fremdwörter. So etwas hat er gar nicht an sich herangelassen. Er vertrat den Standpunkt, alles in der Welt lasse sich

mit Willen und Energie vernünftig lösen.«

»Es gibt Probleme, die nicht danach fragen, ob man sich mit ihnen beschäftigen möchte.« Lore Stein konnte ihre Verwunderung und auch einen Anflug von Ärger nicht ganz unterdrücken. Anders und doch nicht so schwer hatte sie sich dieses Gespräch vorgestellt. Denn da war die Erinnerung an die Kinderärztin Fromm gewesen, an ihre einfühlsame Art und die Liebe, mit der die kleinen Patienten an ihr hingen. Nie hätte sie geglaubt, daß dieselbe Frau solche Kälte ausstrahlen könnte. War ihr der Tod des Mannes gleichgültig, oder schämte sie sich einer Gefühlsregung? »Es muß etwas vorgefallen sein, was Alexander Fromm das Leben unerträglich machte«, fuhr sie fort. »Wir schließen zwar Fremdverschulden noch nicht aus, aber allem Anschein nach war es Suizid. Warum haben Sie eigentlich Ihren Mann am Wochenende nicht begleitet?«

»Wozu? Die Hütte ist mir zuwider.« Die Frau setzte sich nun auch und verschränkte die Hände auf der Tischdecke. Die Bewegung wirkte verkrampft, ihre Fingerknöchel schimmerten weiß. »Mein Gott, ja«, stieß sie unversehens heftig hervor, »die Schwartenberger. Diese Leute in ihrer kleinstädtischen Denkweise mögen sich gewundert haben, daß wir viele freie Tage getrennt verbrachten. Aber ich finde, man sollte die Eigenheiten des anderen achten. Meinen Sie nicht auch?«

Lore Stein ging nicht darauf ein. Aus ihrer Handtasche holte sie den Schreibblock hervor, der in der Jagdhütte gelegen hatte. Sie zeigte Claudia Fromm die Stellen, an denen der Kugelschreiber durchgedrückt hatte, und bat sie, zum Vergleich etwas Handschriftliches ihres Mannes vorzulegen, am besten einen Brief.

Die Frau lächelte eigenartig. »Ich besitze keinen Brief. Nicht einmal einen Zettel. Schauen Sie nicht so ungläubig, es ist so. Alex hielt persönliche Mitteilungen für Unsinn.« Erklärend fügte sie hinzu, daß er auch während längerer Dienstreisen höchstens angerufen hätte, um seine Rück-

kehr anzukündigen. Aber daß die Zeichen auf dem Papier von ihm stammten, hielt sie für sicher. Wer sonst sollte dort oben im Wald etwas geschrieben haben.

Einem plötzlichen Einfall folgend, ging sie zur Schrankwand und schob eine Vitrine auf. »Da, sehen Sie, seine Geschenke. Nie ein Brief, aber in den letzten beiden Jahren fing er an, mir etwas mitzubringen. Warum auf einmal, darüber habe ich allerdings kaum nachgedacht. Aber was er ausgesucht hat, gefiel mir.«

In der Vitrine standen Vasen und Schalen aus böhmischem Glas neben eigenartig schönen Schnitzereien aus Jade und Malachit. Ein kleines Vermögen, schätzte Lore Stein, aber Kunststück, die Leute hatten sich das leisten dürfen, bei zwei guten Gehältern und in einer kinderlosen Ehe. Sie verstaute den Block; die Schrift würde man, wenn nötig, im Betrieb vergleichen lassen. »Wissen Sie, wie er zu seinen Kollegen stand?«

Claudia Fromm reagierte nicht. Etwas war mit ihr vorgegangen. Sie blickte immer noch auf die Kostbarkeiten in der Vitrine, aber sie schien sie nicht wirklich wahrzunehmen. Das herbe, an eine Gemme erinnernde Gesicht war unnatürlich blaß, und der Rücken zuckte. Erst als Lore Stein die Frage wiederholte, schrak sie auf und kam zu ihrem Platz am Tisch zurück. »Nach den Möbelwerken und den Leuten dort sollten Sie mich nicht fragen. Für Pläne und Bilanzen, Sitzungen und Betriebsvergnügen, für den ganzen Trubel und alle, die dazu gehören, habe ich mich absolut nicht interessiert.« Ihre Stimme klang kühl wie vordem, als hätte es diesen Moment, der ein Augenblick der Besinnung oder der Trauer gewesen sein mochte, nicht gegeben.

»Um zum Schluß zu kommen: Wo waren Sie selbst in der Zeit von Freitag abend bis heute früh?«

Die Antwort klang ironisch. »Ich verstehe. Die Standardfrage der Kriminalpolizei. Also, bis auf einen Spaziergang am Sonntagvormittag – da war ich im Rosengarten – habe

ich die Wohnung nicht verlassen. Zeugen kann ich leider nicht benennen.«

Unangenehm berührt von der Antwort und besonders vom Ton, wollte sich Lore Stein frostig verabschieden. Aber sie brachte es nicht über sich. »Wenn Sie in den nächsten Tagen Hilfe brauchen, Frau Doktor, wir sind schließlich Nachbarn.«

»Danke. Sehr freundlich. Aber ich bin gewohnt, allein zurechtzukommen.« Mit höflicher Gelassenheit öffnete ihr Claudia Fromm die Flurtür.

Nach einer steilen Kurve rollte der Wagen ins Tal. Oben, auf der Höhe, war noch heller Tag gewesen, hier unten machte sich schon die Dämmerung zwischen Fichten und Tannen breit. Der Fahrer schimpfte auf die kürzer werdenden Tage, auf das nasse Herbstlaub und auf die entgegenkommenden Fernlaster, die angeblich zu schnell und rücksichtslos gefahren wurden. Die Straße war Stück einer Transitstrecke und meistens überlastet. Lore Stein wußte, daß den jungen Genossen etwas anderes ärgerte. Er war erst seit ein paar Tagen verheiratet, hatte sich auf den Feierabend gefreut und ahnte, daß daraus nichts werden würde.

Sie war zur Leitung des Möbelkombinats unterwegs, die zum Glück ihren Sitz im Nachbarkeis hatte. Nach dem wenig erfolgreichen Besuch bei Claudia Fromm hoffte sie, im Kombinat mehr über die Persönlichkeit des Toten und über mögliche Motive für sein Tun zu erfahren. Alle anderen Aufgaben, von der Teilnahme an der Obduktion bis zum Einsatz der Kriminaltechniker an Fromms Lada, hatte sie Carsten Schmidt überlassen. Er hatte nicht mal andeutungsweise gemosert. Darüber war sie erstaunt gewesen; aber auch erleichtert. Sie mußten beide gut und rasch arbeiten. Nicht nur wegen der Sache, auch wegen ihres kranken Chefs, der imstande war, aus der Klinik auszureißen und sich selbst zu kümmern.

In der Senke tauchten die Umrisse der Kreisstadt auf. Ein Schornstein mit dem von Schwartenberg sattsam bekannten schwarzen Qualm wies ihnen den Weg. Kombinatsdirektor Kammacher, bei dem sie sich telefonisch angemeldet hatte, kam ihr im Vorzimmer entgegen. Er war klein und rund, die rosige Glatze von einem krausen Haarkranz umgrenzt. Zur Sekretärin, die auch in gesetzten Jahren war, sagte er: »Keine Störung, unter keinen Umständen. Aber einen scharfen Kaffee, wenn ich bitten dürft'.« Er schob Lore Stein in sein Zimmer und schloß die Tür.

»Ich weiß, ich weiß, Sie kommen wegen dieser schlimmen Geschichte. Eine arg böse Geschichte, ich kann's immer noch nicht fassen.«

Dann eilte er zu seinem Schreibtisch, einem riesigen alten Kasten, und begann Mappen und Papiere zu stapeln und in die Schubfächer zu feuern, wobei er murmelte: »Schluß. Heut nehm' ich eh nichts mehr in die Hand!«

Nach einer Weile war die Fläche bis auf Telefone und Sprechanlage leer. Lore Stein, die seinem Wirken etwas ratlos zugesehen hatte, fragte: »Hätten Sie etwas dagegen, wenn ich mich setzte?«

»Na, was denn. Hier, bitt' schön. Ich Stiesel, aber das sind die Nerven.« Er rückte einen Sessel zurecht und schickte sich an, eine Vase mit Herbstastern beiseite zu stellen. Mitten in der Bewegung hielt er inne. »Nun sagen Sie bloß, wie konnt' das passieren mit dem Fromm?«

»Ich glaubte, daß Sie einen Anhaltspunkt hätten.«

»Gott bewahre. Und ich werd' das auch nie begreifen.« Er ließ sich ihr gegenüber in den zweiten Sessel fallen, seufzte tief und sagte voll Kummer: »Der Fromm und sich aufhängen. Das ist so ein Unsinn, so irrer Nonsens ... Ein Mensch wie ein Dampfhammer, ein Durchreißer ...«

»Und wenn er Konflikte im Arbeitsbereich hatte?« warf Lore Stein ein.

Kammacher sah sie an, als ob sie ein Geist oder nicht richtig im Kopf wäre. »Daß ich nicht lache. Liebe Genossin,

der Schwartenberger Laden ist zwar alt, aber er läuft wie ein Uhrwerk.«

Er stützte die Hände auf die Schenkel und beugte sich vor.

»Soll ich Ihnen etwas verraten? Wir haben den Direktor Fromm gerade für eine hohe Auszeichnung vorgeschlagen. Man bringt sich doch nicht um, gelle, wenn man einen Orden erwartet.«

»Aber man hängt sich auch nicht ohne Grund auf.«

Lore Stein hoffte, daß Kammacher weitersprechen, seinem Herzen Luft machen würde und sie dabei etwas Wesentliches erführe. Er seufzte wieder und kraulte sich die grauen Nackenlocken. »Manchmal hat es mich ja geärgert, das Gerede im Kombinat. Alexander der Große, Alexander der Unfehlbare ... Wer ist denn ganz frei von Neid?« Und plötzlich laut, in aufflammendem Zorn: »Aber jetzt? Was soll ich denn machen? Wie soll ich diesen Mann ersetzen?«

Die Sekretärin enthob Lore Stein einer Antwort, die ohnehin nur eine Floskel geworden wäre. Sie brachte den Kaffee und eine Glasplatte mit Pflaumenkuchen. »Bedienen Sie sich«, sagte der Direktor. »Von irgendwas muß man ja leben.« Er langte als erster zu, und es war zu sehen, daß es ihm schmeckte. Er schien zu den glücklichen Naturen zu gehören, die beim Essen voll vom Genuß in Anspruch genommen sind und dabei alle Sorgen vergessen. Der Kuchen sah vorzüglich aus, aber Lore Stein hatte keinen Appetit. Alexander der Große, der Unfehlbare, dachte sie, das klingt nicht gut, da ist Skepsis herauszuhören und vielleicht sogar offene Abneigung. Die harten Äußerungen seiner Frau fielen ihr ein. Das Bild des Menschen Fromm begann sich langsam abzuzeichnen. »Hatte er Feinde?« fragte sie.

Kammacher legte ein angebissenes Kuchenstück, das dritte, auf den Teller. »Sie meinen, es könnte ihn jemand ...? Nein. Ausgeschlossen. Er war konsequent und duldete keine Scharwenzler um sich. Dafür haben ihn einige nicht

gerade innig geliebt. Aber Feinde? Nein.«

»Und Freunde?«

»Warten Sie mal. Freunde ... Also, das haut mich um. Daß mir das nicht eher aufgefallen ist. Er hatte keine Freunde. So ein richtiger Kumpel war er eben nicht.« Kammacher schüttelte den Kopf, überlegte angestrengt. »Halt, Moment, ich will Sie nicht beschwindeln. Einen hat's gegeben, den Gabler. Bloß, bissel eigenartig war die Geschichte.«

Zum ersten Mal während der Unterhaltung griff Lore Stein zum Notizblock.

»Was war eigenartig? Das interessiert mich.«

Er zögerte mit der Antwort, stieß sich aus dem Sessel und wanderte auf und ab.

»Nehmen Sie's nicht übel, aber wenn ich nachdenk', muß ich umherlaufen. Der Gabler also. Vor fünf Jahren etwa hat er beim Fromm im Betrieb angefangen, als Entwicklungsingenieur. Der Gabler ist Spitze und ein Holzwurm dazu, und die beiden verstanden sich auf Anhieb. Plötzlich aber, das ist noch keine drei Jahre her, wollte er weg von Schwartenberg.«

»Warum?«

»Tja, warum?« Der Direktor verharrte vor einem Bild, das eine Frühlingslandschaft zeigte. »Luftveränderung hat er angegeben. Daß er eine neue Umgebung, neue Aufgaben braucht. Gemunkelt wurde zwar allerhand, aber das gehört nicht hierher.«

»Eventuell doch.« Lore Stein war nicht gesonnen, so rasch aufzugeben. »Es könnte von Bedeutung sein.«

»Nein.« Er drehte sich um, seine Stirn lief rot an. »Über Klatsch redet der Kammacher nicht, und wenn Sie mich auf Knien anflehen. Und überhaupt. Es war ja auch kein bissel dran an dem Gerede.«

»Sind Sie sich da ganz sicher?«

»Zum Teufel, ja. Vollkommen. Hören Sie endlich auf, in mir herumzubohren.« Er sank in seinen Sessel und deckte

einen Moment die Hand über die Augen.

»Nicht bös sein. Sie müssen ja fragen, ich weiß.« Dann erzählte er, daß Fred Gabler in den Leipziger Betrieb des Kombinates gegangen sei, die Freundschaft zwischen ihm und Fromm aber weiter bestanden habe. Wann immer die beiden auf einer Tagung zusammengetroffen wären, hätten sie halbe Nächte beieinandergehockt. »Schon möglich, daß der Gabler weiß, warum der Fromm durchdrehte. Am besten, Sie fragen ihn selbst.«

Das meinte Lore Stein nun auch. Sie wollte sich verabschieden, bevor sie sich von der Sekretärin Adresse und Telefonnummer geben ließ, aber der Direktor hielt sie zurück.

»Da wär' noch was«, sagte er bedrückt. »Ein Anliegen. – Was sich auch rausstellt über den Tod von Alexander Fromm, auf den Mann soll kein Schatten fallen. Darum möcht' ich bitten. Sie verstehn das, gelle?«

Das Zimmer in der Dienststelle war von Hektik erfüllt. Sie ging von zwei Telefonen aus. Während Carsten Schmidt auf dem einen Apparat sprach, rasselte der zweite und umgekehrt. Lore Stein hing ihren Mantel auf den Bügel, fuhr sich gewohnheitsmäßig mit dem Kamm durchs kurze Haar und ahnte nichts Gutes.

»Teilnehmer, sind Sie noch da?« fragte der Leutnant, um gleich darauf wütend loszudonnern: »Seid ihr dort ein Ferienheim oder ein Kindergarten? Umgehend – habe ich verlangt. Ende.« Er knallte den Hörer auf die Gabel.

»Carsten, meine Güte ... War es nötig, so zu brüllen?«

Er überhörte den Vorwurf. »Setz dich, Lore, aber fest. Jetzt riecht es nicht nur entfernt nach einem Verbrechen. Dein untadeliger Fromm. Du wirst dich wundern.«

Sie wußte, daß er jetzt Spannung von ihr erwartete, ungeduldige Fragen, erst dann wollte er mit seinem Wissen aufwarten. Es war seine Art, aber sie mochte das nicht. Deshalb schwieg sie. Vielleicht war sie auch zu abgespannt und reagierte überempfindlich.

»Fromm hat sich mit eigener Hand das Leben genommen«, fuhr er fort. »Die Untersuchungen schließen jede andere Version aus. Aber vorher war er nicht allein. Und da muß etwas geschehen sein. Nur, die andere Person in diesem Zweimannstück ist verschwunden. Einfach weg. Spurlos.«

»Spurlos gibt es nicht«, sagte sie schärfer als gewollt. »Nun mal der Reihe nach. Und Klartext, wenn ich bitten darf.«

Und das waren die Fakten: Auf dem Rücksitz von Fromms Lada hatten die Kriminaltechniker Blutflecke entdeckt. Dazu ein Haarbüschel, hellblond, mit einem kleinen Fetzen Kopfhaut daran. Der Direktor der Möbelfabrik war dunkel gewesen, schon ein wenig grau meliert. Die Blutgruppenbestimmung hatte das bestätigt. Es gab keinen Zweifel, daß eine fremde Person im Auto gesessen, wahrscheinlicher noch, gelegen hatte. Der Wagen selbst wies geringfügige Beschädigungen auf. Die Motorhaube war rechtsseitig eingedrückt, und von der Vordertür an der gleichen Seite war Lack abgesplittert.

»Er kann einen Unfall gebaut haben.« Lore Stein dachte an die zerrissene Jacke und das ramponierte Aussehen des Toten. »Er muß nicht mal schuld gewesen sein.«

Carsten Schmidt zuckte mit den Schultern. »Ich weiß nur, daß Fromm einen Verletzten im Wagen hatte. Der hätte nach Adam Riese in einer Klinik oder einem Ambulatorium hier in der Nähe auftauchen müssen. Ist aber nicht. Auch die Verkehrspolizei hat keine Hinweise. Vorhin, als du reinkamst, waren mir fast die Ohren abgewelkt, so oft hatte ich mir angehört: Keine Vorkommnisse, kein Unfallpatient. Ein sagenhaft ruhiges Wochenende. Eine Meldung steht zwar noch aus, aber ich glaub' nicht an Wunder.«

»Das heißt, das an der ganzen Geschichte so gut wie alles unklar ist. Und nichts zusammenpaßt.«

Der Leutnant antwortete nicht. Er spielte mit dem Plastlineal, ließ es schnippen und nagte verdrossen an der

Unterlippe. Offenbar war ihm jetzt erst restlos bewußt geworden, daß sich da ein neuer Fall aufgetan hatte und sie mit den Ermittlungen ganz am Anfang standen. Und wo beginnen? Eine Fahndung nach dem Verletzten konnte mangels Angaben zur Person nicht eingeleitet werden. Auch erhob sich die Frage, ob dieser Fall, so nebelhaft er sich abzeichnete, nicht schon über die Kompetenzen einer Kreisdienststelle hinausging. War es an der Zeit, die Bezirksbehörde zu unterrichten und um Hilfe zu bitten? Doch auf welche Tatsachen konnten sie sich berufen? Außer einem erwiesenen Suizid gab es zuwenig Konkretes.

»Ich habe keine Neuigkeiten zu bieten wie du«, sagte Lore Stein. »Aber ich weiß inzwischen eine ganze Menge über Alexander Fromm. Wie er war, verstehst du? Er wäre in keinem Fall irgendwohin gefahren, um einen Konflikt auszutragen. Wenn der Unbekannte in seinem Wagen kein Unfallopfer war, dann ist er zu ihm gekommen.«

»Was dann nur bedeuten könnte, daß sie eine tätliche Auseinandersetzung hatten. Darauf habe ich heute morgen getippt. Jetzt erscheint es mir zweifelhaft. Denn weder in Fromms Datsche noch davor gibt es Anzeichen dafür.«

»Unser Fehler war, daß wir fast ausschließlich von Selbstmord ausgingen«, sagte Lore Stein und fügte entschlossen hinzu: »Wir müssen die Umgebung der Hütte in einem weitergesteckten Kreis untersuchen lassen. Heute noch, bevor ein nächtlicher Regen oder andere Zufälle Spuren verwischen können.«

»Daran dachte ich eben auch.« Der Leutnant war einverstanden, ohne von einem Erfolg überzeugt zu sein. Doch er wußte genau wie sie, daß Unterlassungen zu den schwersten Sünden zählen, die ein Kriminalist begehen kann. Sie berieten die Aktion, und er bot sich an, sie zu leiten. Zur Unterstützung sollte er Marika Bartsch, die Försterin, um Mithilfe bitten, weil sie Weg und Steg wie ihre eigene Tasche kannte. Das gefiel ihm nicht besonders. Er hatte die Frau unter Schockwirkung erlebt und fürchtete, daß sie die

Arbeit behindern würde. Schließlich gab er nach. »Aber du«, sagte er im Weggehen, »legst dich jetzt schlafen. Mir scheint, du bist geschafft. Ehrlich, du siehst mies aus.«

Kunststück, dachte sie. Immerhin bin ich gut fünfzehn Jahre älter als du. Für einen Augenblick stellte sie sich ihr Zuhause vor: die Zwillinge, ihren Mann, der ihr ein großes Glas Zitronentee aufgießen würde, und ein warmes Bad mit Latschenkiefernextrakt. Schön, aber dafür war noch keine Zeit. Der Ingenieur Gabler, Freund des Toten, mußte gefunden und für den kommenden Tag zu einer Befragung gebeten werden. Vielleicht kam nichts dabei heraus, aber warum hatte Claudia Fromm die Unwahrheit gesagt? Ganz entschieden hatte sie bestritten, Kollegen ihres Mannes zu kennen. Es war jedoch undenkbar, daß ihr Gabler in seiner Schwartenberger Zeit nicht oft begegnet sein mußte. Weshalb also hatte sie die Bekanntschaft verschwiegen?

Sie suchte die Telefonnummern heraus und wählte erst die private. Es dauerte lange, bis sich am anderen Ende der Leitung in Leipzig eine ängstlich klingende Frauenstimme meldete. Wie sich herausstellte, war es Gablers Wirtin, in deren Haus er zwei Giebelstuben bewohnte. Sie hatte schon geschlafen. Gabler habe am Samstag gegen Abend das Haus verlassen, um eine kleine Reise anzutreten. Im Laufe des Sonntags hätte er zurück sein wollen. Das sei aber nicht geschehen. Besorgt fragte sie, ob etwas passiert sei, denn auch von seinem Betrieb sei schon nach ihm gefragt worden.

Die ältliche Schwester schob einen Klinikwagen mit Fläschchen und Medikamentenschalen vor sich her. Mißtrauisch musterte sie die späte Besucherin und bestätigte, was die Pförtnerin erklärt hatte. »Gewiß, Frau Doktor ist anwesend. Zweiter Raum links, hinter der Schwingtür.«

Lore Stein ging den langen, kahlen Krankenhausflur entlang. Er roch antiseptisch und nach Latex und schimmerte in frisch aufgetragenem Grün. Die Zeit der berühmten wei-

ßen Korridore war vorbei, Farbe sollte Optimismus ausstrahlen. Dieses Grün wirkte im Schein der Neonlampen eisig. Wenigstens sollten ein paar Bilder an den Wänden hängen, dachte Lore Stein, immerhin war das hier die Kinderstation.

Die Tür zum Arztzimmer war halb geöffnet. Claudia Fromm kehrte ihr den Rücken zu und hantierte an einem Elektrokocher. Als sie Schritte hörte, wendete sie den Kopf.

»Mein Gott – Sie? Läßt man mich denn nirgends in Ruhe?«

Lore Stein zog die Tür hinter sich zu. »Ich habe an Ihrer Wohnung geklingelt. Im Haus erfuhr ich dann, daß Sie in die Klinik gefahren sind.«

»Ja, und?« Die Ärztin trat an den Tisch und setzte sich. Sie trug das lange Haar jetzt straff nach hinten gekämmt und in einen Zopf geflochten. Dadurch wirkte ihr Gesicht spitz, und es schien sehr blaß. Das war eine veränderte Frau. Keine Spur mehr von kühler Gelassenheit und überlegener Ruhe. Und ihre Stimme klang atemlos. »Ich habe Nachtdienst heute. Ich hätte nicht geahnt, daß mich die Polizei bis hierher verfolgt ...« Mühsam beherrscht brach sie ab.

»In das Allerheiligste, ja?« Lore Stein öffnete ihren Mantel und nahm sich unaufgefordert einen Stuhl. »Wozu die unnötige Schärfe, Frau Doktor? Ich tue auch nur meine Arbeit.« Sie überhörte die leise Entschuldigung, fuhr gleich fort: »Sie haben mir erklärt, daß Ihnen die Kollegen Ihres Mannes gleichgültig waren. Gilt das auch für Herrn Gabler?«

Claudia Fromm wurde womöglich noch blasser. Leise sagte sie: »Diese Frage habe ich vorausgeahnt und hoffte dennoch, daß sie nicht gestellt würde. Ja, ich weiß, für Kriminalisten darf es keine Tabus geben, auch nicht in persönlichen, sogar in intimen Dingen, und ...« Sie stockte, weil der Wasserkessel zu pfeifen begann. Aus dem Regal nahm sie eine gläserne Kanne, in der schon zwei Teebeutel lagen,

und goß Wasser auf. »Sie trinken doch eine Tasse mit?«

»Danke, gern.«

Das Geschirr klapperte in den Händen der Ärztin. Zur Wand hin, fuhr sie fort: »Fred Gabler ist kein Kollege schlechthin. Ich schätze ihn als Freund, als selbstlosen und verläßlichen Freund. Wenn er Ihnen mehr gesagt haben sollte ...«

»Dazu müßte ich ihn erst einmal kennen«, unterbrach sie Lore Stein.

Claudia Fromm ließ die Teelöffel fallen. Als habe man ihr einen Stoß versetzt, taumelte sie zur Seite und hielt sich am Rand des Waschbeckens fest. Angst in den Augen, fragte sie: »Sie haben ihn nicht gesprochen? Aber daß er von Ihnen aufgehalten wurde, war die einzige Erklärung für mich!« Und dann überstürzt: »Ich habe telegrafiert, sofort, nachdem ich erfuhr, was mit Alex ... Am Nachmittag, spätestens am frühen Abend hätte er in Schwartenberg sein müssen. Er meldete sich nicht mal. Deswegen habe ich es ja zu Hause nicht ausgehalten. Ich mußte in meine Station, unter Menschen, mich bewegen. Sagen Sie mir, was ich denken soll?«

»Zunächst nichts Schlimmes. Sie sollten sich nicht so aufregen.« Lore Stein holte die Teegläser, sammelte die Löffel auf, spülte sie ab und goß Tee ein. Alles sehr langsam, um der Frau Zeit zu lassen, sich zu fassen. Sie spürte, daß sie nahe daran war, etwas Wesentliches zu erfahren. Die Mauer aus Beherrschung und Kühle, die Claudia Fromm um sich gezogen hatte, war zusammengebrochen. Aber drängen durfte man sie nicht. Auch wenn das Schweigen und die Stille des Krankenhauses an den Nerven zerrten. Nur ein Wecker tickte aufdringlich. Er stand im Regal neben einem Bücherstapel und zeigte die zehnte Abendstunde an.

Die Hand, mit der Claudia Fromm das Glas zum Munde führte, bebte. Sie trank wenige Schlucke, schloß einen Moment die Augen und schien sich wieder in der Gewalt zu

haben. »Fred steht mir von allen Menschen am nächsten«, sagte sie leise. »Und Sie werden es ja doch erfahren. Ich wollte zu ihm gehen nach der Scheidung. Alex und ich waren uns längst einig. Wir hatten vor, die Klage gemeinsam einzureichen.«

»Ach so, so ist das. Ich hielt Sie beide für ein ideales Ehepaar. Und ich meine, die ganze Stadt dachte nicht anders.«

»Weil wir uns nie gestritten haben? Weil durch unsere dünnen Neubauwände nie ein lautes Wort drang? Aus der Kälte springen keine Funken, Frau Stein. Wo es keine Bindungen gibt, wird es auch sehr still.« Und mit plötzlich aufsteigender Bitterkeit: »Nur bin ich kein lebloser Gegenstand, den man nach Belieben vorholt und wieder wegstellt. Ja, wenn wir wenigstens Kinder gehabt hätten.«

»Sie haben Ihre schöne Arbeit, einen Beruf nur für Kinder«, sagte Lore Stein, eigentlich nur, um das Gespräch nicht stocken zu lassen. Damit hatte sie eine Schleuse geöffnet.

»Genau das war sein ständiges Argument«, brach es aus der Ärztin heraus. »Ein selten unsinniges Argument. Denn meine kleinen Patienten werden eines Tages wieder gesund, dafür mühe ich mich schließlich, und dann gehen sie wieder. Da bleibt eine Leere. Aber Alex wollte das nicht begreifen. Ein Kind braucht Verantwortung und kostet Zeit. Er aber lebte mit seinen Bettgestellen, Schrankwänden, Klapptischen. Dazwischen war ich eingeordnet als eine Art Schlafraummöbel.«

Schlimm, dachte Lore Stein, sehr schlimm. Und sie fragte sich, ob das nur Verbitterung war oder ob Claudia Fromm ihren Mann gehaßt hatte. »Wußte der Verstorbene, daß Sie und Gabler intim miteinander waren?«

»Er hat es geahnt, damals, als Fred nach Leipzig ging, um unsere Ehe nicht zu gefährden. Vor kurzem, als wir über die Scheidung sprachen, habe ich es ihm gesagt. Aber glauben Sie nicht, daß es ihn erschüttert hätte. Mit keiner Geste, mit keinem Wort versuchte er mich zu halten. Er

nannte die Scheidung eine vernünftige Lösung.«

Claudia Fromm goß sich noch einmal Tee ein und trank das Glas in einem Zug aus. Sie war erschöpft und hatte vieles preisgegeben. Aber hatte sie auch alles gesagt? Die Art und Weise, in der Fromm aus dem Leben gegangen war, die Tatsache, daß eine zweite Person eine Rolle gespielt hatte, paßten nicht zu ihren Aussagen. Der Widerspruch war zu groß, um übersehen zu werden. Das schien sie selbst zu fühlen.

»Sie können sich manches schwer vorstellen«, sagte sie. »Aber ich bin überzeugt: Das, was Alex getan hat, kann nur mit den Möbelwerken zusammenhängen, mit dieser scheußlichen Fabrik, mit der er in Wirklichkeit verheiratet war.«

Lore Stein glaubte ihr nicht, und das Telefon enthob sie einer Antwort. Das Gespräch war für sie. Leutnant Schmidt berichtete; seine Stimme klang erregt. Die Suchgruppe hatte am Hangweg und weiter unten zwischen den Sträuchern Spuren gefunden. Sie ließen den Schluß zu, daß ein schwerer Gegenstand oder ein menschlicher Körper zum See geschleift und ins Wasser geworfen worden war. Schmidt hatte bereits die Moduntersuchungskommission der Bezirksbehörde informiert. Lore Stein, die am Telefon nicht über Einzelheiten sprechen durfte, versprach ihm, sofort in der Dienststelle zu erscheinen.

Claudia Fromm hatte die Arme vor der Brust verschränkt, als wollte sie sich an sich selbst festhalten. Mit unnatürlich geweiteten Augen sah sie die Kriminalistin an. »Darf ich mich erkundigen? Es ist doch noch etwas passiert, nicht wahr?«

Was sollte sie der Frau antworten? Vage Vermutungen aussprechen, Angst wecken, die sich eventuell als unbegründet erwies? »Ihr Mann hatte vor seinem Tod einen Unfall. Die Umstände werden zur Zeit geklärt. Ich weiß selbst noch nichts Genaues.«

Von beiden unbemerkt, war auf leisen Sohlen die Schwe-

ster eingetreten. Es war dieselbe, nicht mehr junge, die vorhin mit dem Medikamentenwagen den Gang hinab gekarrt war. Sie hüstelte, Aufmerksamkeit fordernd, und sagte: »Frau Doktor, der kleine Paul Klinger kann sich nicht beruhigen. Er fiebert und weint immer noch nach seiner Mutti.«

»Ich komme. Gehen Sie inzwischen wieder zu ihm.« Die Ärztin trat ans Waschbecken, spülte Hände und Gesicht mit kaltem Wasser ab. Danach war ihr Gesichtsausdruck ruhig und gesammelt. Sie sagte: »Ich bin morgen in meiner Wohnung. Bitte, lassen Sie mich nicht im unklaren, Frau Stein.«

Der Nebel löste sich zögernd auf, eine blasse Sonne blinzelte durch die Baumkronen. Ein Specht hämmerte, und in der Ferne gurrten vereinzelt ein paar Hohltauben. Auf dem Waldweg, der von der Jagdhütte ins Tal und nach Schwartenberg führte, gingen zwei Frauen. Sie setzten ihre Füße vorsichtig, denn der Weg war nicht nur steil; sein Grund bestand aus glattgewaschenem Gestein und kantigem Geröll, und darüber lag eine dicke, nasse Laubschicht. Lore Stein und die Försterin schwiegen. Sie hörten auf die Geräusche, die aus der Tiefe heraufdrangen. Da waren Männerstimmen, die sich etwas zuriefen, Wasserplätschern und das für diesen stillen See ungewöhnliche Tuckern eines kleinen Bootsmotors.

Dort unten wirkte ein Stab von Spezialisten unter Leitung eines Oberleutnants. Sie waren sehr früh am Morgen eingetroffen, hatten sich mit den bisherigen Ergebnissen der Untersuchung vertraut gemacht, Spuren geprüft und gesichert. Nun wurde der See systematisch abgesucht. Alles lag in den besten Händen, und Leutnant Schmidt unterstützte die Gruppe. Lore Stein hätte in ihrem Dienstzimmer sitzen und sich mit anderen Aufgaben beschäftigen sollen, doch dazu fehlte ihr der Antrieb. Ähnlich erging es Marika Bartsch. Sie hatte der Kriminalpolizei am vergan-

genen Abend mit ihrer Kenntnis der Örtlichkeiten ausgezeichnet geholfen und fühlte sich nun verpflichtet, zur Verfügung zu bleiben. Vielleicht war sie auch nur neugierig, wie es weiterging.

An einem Felsen, der etwa fünfundzwanzig Zentimeter in den Weg hineinragte, blieb sie stehen. »Sehen Sie, hier. In knapper Mannshöhe haben Ihre Genossen Absplitterungen und Blutspuren entdeckt. Mir wären die bestimmt entgangen. Aber die Schleifspur zum Ufergebüsch ist mir gleich aufgefallen.«

»Wenn es noch niemand ausgesprochen haben sollte, dann tue ich es jetzt für uns alle. Ein großes Dankeschön, Frau Bartsch. Wirklich – Sie müssen deswegen nicht rot werden.« Lore Stein ging weiter, immer bemüht, nicht auszurutschen. »Was mich am meisten interessiert: Wie sind Sie so rasch auf diesen Weg gekommen?«

»Wahrscheinlich, weil ich ihn gar nicht mag. Unsere Forstarbeiter schleppen hier manchmal Stämme, mit Pferden. Mir wird jedesmal mulmig dabei, die reinste Artistik.«

»Für Fahrzeuge ist er aber gesperrt. Oder irre ich mich?«

»Gesperrt, ja. Aber leider ... Wer hält sich schon an Verbote, wenn er glaubt, daß er nicht erwischt wird.« Marika Bartsch erklärte, daß der vermaledeite Weg die kürzeste Verbindung zwischen dem hinterm Wald gelegenen Dorf Hohenmoor und dem Bahnhof Schwartenberg darstellte. Ortskundige und nicht nur Fußgänger, auch Zweiradfahrer und sogar Autobesitzer würden ihn während der Sommermonate benutzen.

Der Motor, der vorübergehend verstummt war, setzte wieder ein. Das Boot schien näher zu kommen. Eine Stimme befahl: »Mehr links. Ich meine, da ist was.«

Lore Stein beschleunigte ihre Schritte. Ein jähes Frösteln überfiel sie. »Ekelhaft, das feuchte Wetter. Überhaupt, wenn man müde ist. Konnten Sie wenigstens ein bißchen schlafen?«

Wieder setzte der Motor aus. In der Stille klang die glei-

che Stimme schärfer und gröber. »Faß doch mal mit an. Mann, beweg dich endlich. Jetzt.«

»Hören Sie?« fragte die Försterin. »Mir wird richtig flau. Nein, geschlafen hab' ich nicht, kein Auge zugetan. Ich war nämlich mal vernarrt in den Direktor Fromm. Aber heute nacht stand er mir immerzu vor Augen, wie er dort hing ...«

Sie brach ab, weil das Unterholz am Ufer knackte. Carsten Schmidt trat Äste nieder, indem er aufwärts stieg. Lore Stein ging ihm entgegen. Noch bevor er den Mund auftat, wußte sie, was er mitteilen würde.

»Geschafft«, sagte er, ein wenig außer Atem. »Sie haben die Leiche.«

»Und?«

»Der Ausweis steckte im Anorak. Er ist es, Fred Gabler. Zerschunden und ertränkt. Alexander Fromm, die stadtbekannte Größe ...«

Der Obduktionsbericht ergab, daß Gabler nicht ertrunken war. Er hatte Verletzungen an der Schädeldecke erlitten, aber der Tod war durch Bruch des Halswirbels eingetreten. Die Auswertung aller Beweismittel ergab, daß er durch Fromms Lada heftig gerammt und gegen den in den Weg ragenden Felsen geschleudert worden war. Leutnant Lore Stein hatte berichtet, was sie von der gescheiterten Ehe der Fromms und Claudias Vorhaben, sich ganz Gabler zuzuwenden, wußte. Nach Meinung des Oberleutnants von der MUK und auch nach der von Leutnant Schmidt lag das Motiv demnach völlig offen. Fromm hatte dem Nebenbuhler die Frau nicht gegönnt und sich gerächt. Als Erfolgsmensch, der alles durchsetzte, was er durchsetzen wollte, war er dazu nicht mit der Niederlage fertig geworden. Mit voller Absicht hatte er Gabler auf den Todesweg gelockt und ihn an seiner gefährlichsten Stelle mit dem als Tatwerkzeug benutzten Auto ermordet.

Das Opfer und der Täter lebten nicht mehr. Es gab we-

der einen Kläger noch eine Person, die zur Verantwortung gezogen werden mußte. Der Fall, ein vorsätzlich geplantes und durchgeführtes Tötungsvergehen, durfte als abgeschlossen gelten.

Lore Stein war mit diesem Fazit nicht einverstanden. Sie verfügte über keine Gegenbeweise, nur über das schwache Argument, daß Fromm nach der Tat ziemlich kopflos gehandelt und sich selbst das Leben genommen hatte. Na, und? Auch ein bewußt Handelnder kann die Nerven verlieren, wenn er sich der Folgen bewußt wird. Dennoch, die Auslegung der Vorgänge widerstand ihr. Und sie dachte auch an die Bitte von Kombinatsdirektor Kammacher, der den Toten keiner üblen Nachrede ausgesetzt wissen wollte. Das war jetzt allerdings kaum noch zu verhindern, aber es besagte schließlich etwas darüber, wie ein erfahrener Leiter den Menschen Alexander Fromm eingeschätzt hatte. – Forstarbeiter hatten Fromms Leiche gesehen, und mit Gewißheit waren sie auch Zeugen der Bergungsaktion auf dem See gewesen, schon um der Sensation willen. Und eine stille Stadt wie Schwartenberg genoß solche außergewöhnlichen Ereignisse bestimmt in vollen Zügen. Unter den Gerüchten würde auch Claudia Fromm zu leiden haben.

Die Ärztin sollte unterrichtet werden, bevor sie etwas von anderen erfuhr. Sicherlich war ihr auch bekannt, ob Gabler Angehörige besaß und wo man sie erreichen konnte. Lore Stein erklärte sich bereit, den schweren Gang zu übernehmen, und bat darum, ihn allein gehen zu dürfen.

Über alldem war es Abend geworden. Das Pflaster schimmerte feucht, und um die Straßenlaternen waberte gelblicher Dunst. Als sie aus dem Wagen stieg, schlug ihr rauchige Luft entgegen. Ein leichter Südwind blies und trug den schwarzen Fabrikqualm über den Ort. Die Möbelwerker arbeiteten in der zweiten Schicht. Bald würde ein neuer Direktor eingesetzt werden, vielleicht nicht so ein

Durchreißer wie Alexander Fromm, den sie den Großen genannt hatten. Die dumme Floskel fiel ihr ein: Kein Mensch ist unersetzbar.

Schnell trat sie ins Haus. Es war, wie stets um diese Zeit, von Lebhaftigkeit erfüllt. Hinter den Türen klapperte Abendbrotgeschirr, Väter schimpften, ein Säugling schrie. Auch aus ihrer Wohnung drangen Geräusche. Die Zwillinge stritten sich im Flur; anscheinend ging es um verbummelte Turnschuhe.

Ehe sie auf den Klingelknopf drücken konnte, öffnete ihr Claudia Fromm. Sie wirkte wie versteinert, als sie sagte: »Bitte, kommen Sie herein. Ich habe Sie erwartet.«

Im Wohnzimmer war es kalt und dunkel. Die Ärztin knipste die Stehlampe an und zog die Vorhänge zusammen. »Ich stand am offenen Fenster. Endlich stiegen Sie aus dem Auto. Da wußte ich, er ist gefunden worden.«

»Ja, wir haben ihn geborgen.« Lore Stein spürte plötzlich, daß sie nicht gut vorbereitet war. Sie hatte sich keine umschreibende Erklärung überlegt, aber es schien ihr unmöglich und nutzlos grausam, der Frau die volle Wahrheit zu sagen. Sie setzte sich in den tiefen Sessel, in dem sie versank, doch die Lehne gab ihr Halt. »Sie werden jetzt sehr erschrecken, Frau Doktor ...«

»Sprechen Sie nicht weiter. Als ich Fred zu mir rief, lebte er schon nicht mehr.« Claudia Fromm trat in den Lichtkreis der Lampe. Sie hatte geweint, ihre Augenlider waren rot verquollen. Fröstelnd drückte sie sich in die Ecke der Couch, nahm einen Umschlag, der auf dem Tisch gelegen hatte, und sagte: »Bitte, lesen Sie.«

Zögernd nahm Lore Stein den Brief. Der Poststempel ließ erkennen, daß er am Vortag von Hohenmoor aus weitergeleitet worden war. Steile, harte Schriftzüge bedeckten das Papier.

»Sein erster und letzter Brief an mich, sein einziger«, sagte Claudia Fromm. »Lesen Sie doch endlich.«

Die steilen Schriftzüge, die so klar aussahen, waren nicht

leicht zu entziffern. Diese Zeilen, Claudia, begann der Brief, sind keine Bitte um Nachsicht. Sie sind einfach notwendig. Am Ende soll und darf es keine Unklarheiten geben.

Die Ärztin legte ihr die Hand auf den Arm. »Lesen Sie laut, ja?«

Lore Stein kam der Bitte nach, doch nicht gern. Ihr schien, daß sie damit tiefer als nötig in fremdes Leben eindringe. »Ich habe dich immer gebraucht, Claudia, und ich liebe dich auch jetzt noch. Darüber reden, wie andere reden, konnte ich nie. Und meine Versuche, es dir zu zeigen, hast du nicht gesehen oder mißverstanden. Weißt du, warum ich mich gegen ein Kind gewehrt habe? Ich hatte Angst, es entfremdet dich mir noch mehr.«

Claudia Fromm schluchzte auf. Ihre Augen blieben trokken, doch ihr ganzer Körper bebte wie in einem Krampf.

Nein, so geht das nicht, dachte die Kriminalistin. Ich werde den Brief mitnehmen und morgen fotokopieren lassen. Er ist ein Dokument für uns, aber jetzt darf ich die Frau nicht länger quälen.

»Weiter, bitte«, sagte Claudia Fromm mühsam. »Ich will mich an den Inhalt gewöhnen. Denn ... ich werde ja damit leben müssen.«

»Wenn Sie unbedingt darauf bestehen. Also: Mit Fred hatte ich mich für Sonntag früh in der Hütte verabredet. Ich wollte ihn bitten, daß er mir meine Frau nicht wegnimmt. Irre Hoffnung, du warst längst gegangen. Weil ich die Ungeduld nicht ertrug, wollte ich ihm bis zur Stadt entgegenfahren. Ich muß mich in der Zeit verschätzt haben; er war schon auf dem Weg. Der Morgen war dunkel und voller Nebel. Als Fred vor mir auftauchte, konnte ich den Wagen nicht mehr halten. Fred wurde gegen den Felsen geschleudert.«

»Mein Gott, mein Gott.«

»Er ist sofort tot gewesen. Der Obduktionsbericht bestätigte es. Vielleicht hilft Ihnen der Gedanke ein wenig, daß

er nicht gelitten hat. Soll ich den Rest nun auch noch ...?«

»Ja, bitte.«

»Warum ich Fred zum See hinuntertrug, später, nachdem ich ihn erst ins Auto gebettet hatte, weil ich hoffte, er wäre noch zu retten, kann ich mir nicht erklären. Ich weiß nur, daß ich mehrmals gestürzt bin. Irgendwann kam ich zu mir und begriff, daß ich meinen besten Freund getötet habe und du mich dafür hassen mußt ...«

»Genug. Ich kann nicht mehr«, stieß Claudia Fromm hervor. »Frau Stein, wie lange ... Was kommt von Ihrer Seite noch auf mich zu?«

»Wenn ich Sie recht verstehe, möchten Sie schnell fort aus Schwartenberg?«

»Nein.« Die Ärztin stand auf, ging zum Fenster und zog die schweren Vorhänge wieder auseinander. Über der Stadt, die zeitig erwachte und früh schlafen ging, lag schwacher Lichterglanz. »Ich werde hier in der Klinik bleiben, bei meinen kleinen Patienten. Was ich fürchte, sind weitere Untersuchungen, böses Gerede.«

»Für uns ist die Sache abgeschlossen. Es war ein Unfall mit tödlichen Folgen für beide Beteiligten«, sagte Lore Stein. Und fügte hinzu: »Gestern hat mich jemand um etwas gebeten. Ein guter Mann übrigens. Ich stimme mit ihm überein, und wir werden von uns aus das Möglichste tun. Auf die Toten soll kein Schatten fallen.«

31235